

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Buchbesprechung: Schweizerische Literatur

Autor: M.W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beim Schneegeföber.

Skizze von Otto Volkart, Bern.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.

Mein liebes Kind, wie gehst du gleich der Bachstelze fein und sehest die Füßchen stapfend in den Schnee! Flockengeföber umflattert dein hold glühendes Gesichtchen, drin die Augen schelmisch blitzen in das Getriebe hinein. Pui, hat so ein frecher Pagen unverschämte sich dir ins Auge gesetzt! Puuh! Doch du schaust bald wieder hell. Stolz auf dem Kopf die Pelzmütze gehst du dahin; gib acht, der Wind zerzaust dich und will deine schwarzen Haare in die Luft reißen! Das darf nicht sein. Du willst sie festhalten mit dem Kamme. Aber sieh, daß es dich nicht umbläst, während du die Händchen hinten hebst! Kaum stehst du recht auf den Füßen. Und sie stecken doch in großen Pelzschuhen, die du kaum schleppst. Wohl, die schleppt auch der Sturm nicht. Denn könnt' er das, jagte er gewiß das ganze Schäglein in die Luft und führte es weit, weit weg... Wer liegt da? Mein kleiner Engel. Ei, schon so hoch? Schon über den Dächern? Du winkst adies mit Händen und Füßen. Oh, er läßt dich nimmer los, der lustig tragende Wind! Höher und höher bis zum Mond segelst du über die ziehenden Wolken. Armes Kindchen, und was tun wir? Wir weinen da drunten. Und plötzlich hat der helle, schöne Mond eine kleine Frau bekommen. Er hat immer so mild zu dir herabgelächelt, drum hattest du ihn gern. Aber hast ihn so lieb, daß du da droben bleiben willst? 's gibt halt keine Menschen dort, nur Berge, und prr, 's ist einsam und kalt! Lieber wieder herab auf einem schönen reinen Mondstrahl gleitest du, grad mir ans Herz, der ich liege und von dir träume. Und halt, was ist denn das? Da fahr' ich ja aus dem Schlaf auf, du stehst bei mir und siehst mich so schelmisch an! Bist du jetzt aus dem Mond

gekommen oder warst immer neben mir, und ich hab' nur so dumm geträumt? Aber nein, dein Mützchen ist voll Schnee, und die ganze liebe kleine Maus; es glitzert und tropft, und mich sprizest du an. Du meinst, ich sei doch ein rechter Faulpelz, zu nichts gut; warum ich dich nicht abgeholt hätte bei der alten Tante, die dich so schrecklich gelangweilt? Du wartest auf mich wie eine Seele im Fegfeuer auf Erlösung! Hm, ich hatt' mir gedacht, daß du doch viel hübscher im Schneegeföber allein gehst, du kleine Schneefee, als in meiner prosaischen Begleitung, das hatt' ich mir so ein bißchen ausgemalt — und war dabei aufs angenehmste eingeschlummert! Im Traum noch hat es mir dann vorgegaukelt, wie du maršierst, und dann plötzlich zur Strafe, weil ich ein so schlechter Gatte bin, hatte dich der Mond zur Frau geholt, und du warst mir davon geflogen bis da hinauf. Jetzt aber weckst du den Schläfer und zankst, man müsse schon fast einen andern Mann nehmen, so ungalant sei ich... Aber du meinst es nicht ernst und lächelst recht lieb zu mir, bist eigentlich noch zufrieden, daß ich mir's daheim wohl sein ließ. Jedoch das nächste Mal komm ich gleichwohl; denn du siehst gar zu hübsch aus in deinem Kostümchen und mit dem Barettlein auf dem Kopf! Wahrhaftig, es könnt' dich schon wer Gefährlicher, nicht bloß der Mond, zum Gespons wollen, und am End' wär' ich nur zu Recht bestraft! Eh aber so ein Bösewicht sich meinen Platz stehlen könnte in deinem Herzen — Gott sei Dank ist die Gefahr ferne — will ich doch ein liebenswürdigerer Cavalier werden, muß mich sonst selbst schämen...

Schweizerische Literatur.

(Roman und Novelle).

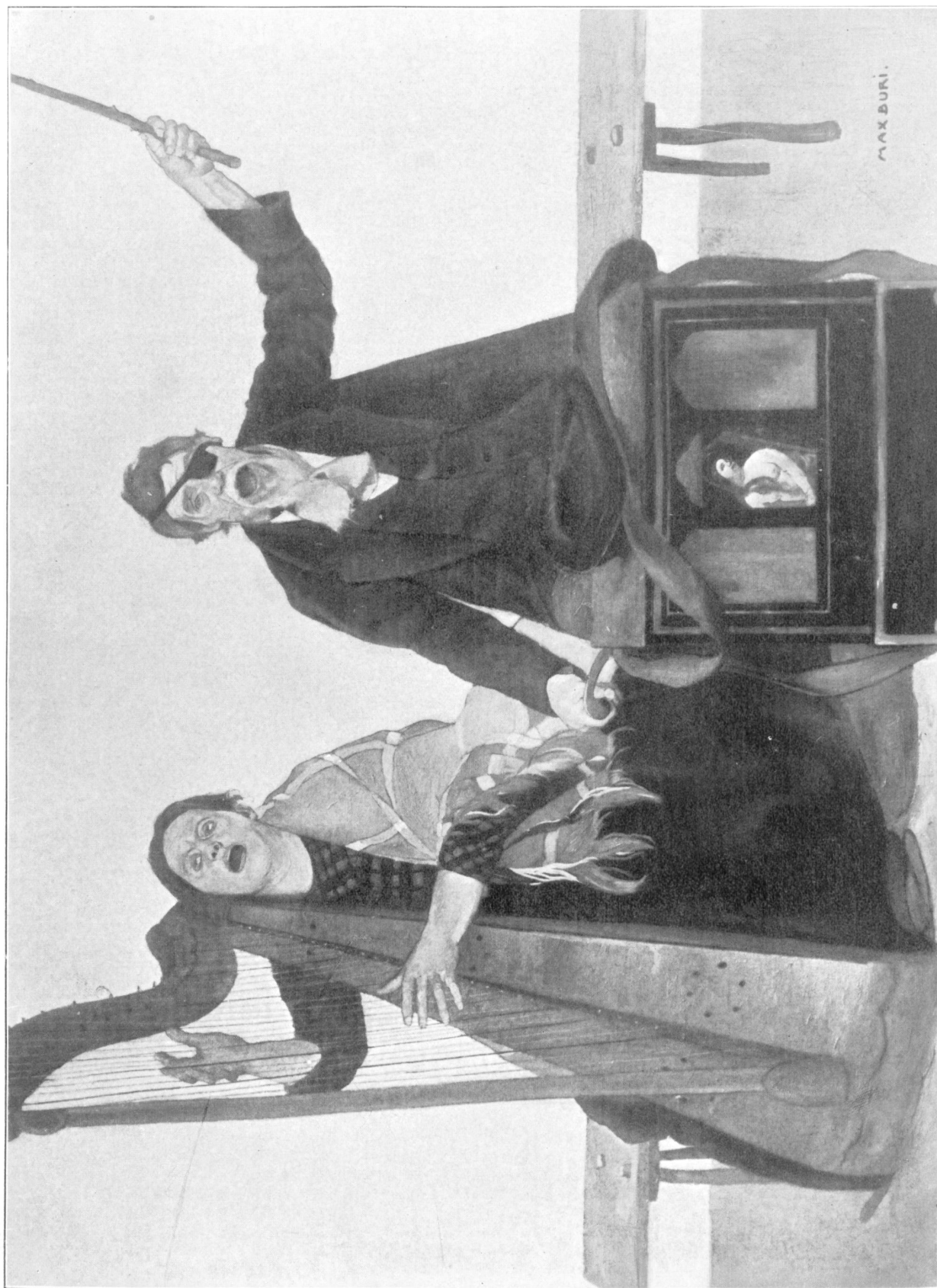
Wohl noch in keinem Jahre trug die literarische Produktion in unserem Lande ein so hervorragend schweizerisches Gepräge, wie es heuer der Fall ist. Zwei Drittel der sämtlichen Bücher behandeln schweizerische Stoffe, die auf schweizerischem Boden sich entwickeln, beschäftigen sich mit Problemen schweizerischen Charakters oder sind gar in Schweizermundart abgefaßt. Dabei ist bemerkenswert, daß unter diesen Autoren mehr als einer sich findet, dem weniger die Lust zum Fabulieren als eine inbrünstige Liebe zur Heimat und ihren alten Sitten, weniger Dichterlaune als Heimatsehnsüßnisse die Feder in die Hand gedrückt zu haben scheinen. Diese Tatsache beweist nun freilich noch nichts für die literarische Bedeutung solcher Publikationen. Die sentimentale Bewunderung für die alten Schönheiten von Heimat und Sprache, die im Heimatsehnsüßnis sich äußert, kann ebensogut ein bedenkliches Symptom sein für den Niedergang des Alten und die Untüchtigkeit des Neuen wie ein erfreuliches Zeichen für kräftiges Heimatgefühl und gesunde Liebe zum eigenen Boden und Dasein, und schließlich macht auch die innigste Heimatliebe noch keinen Dichter. Nun will es aber eine glückliche Fügung, daß in mehr als einem Falle der zündende Funke echter Heimatliebe auf den Grund einer echten Poetennatur gefallen ist und daß nirgends der gute Wille im Unvermögen sich in bunter Reihe) oder des Inhaltes angestrebt wird, hat seine dichterischen Qualitäten, die sich hie und da in feinen und farbigen Einzelheiten der Schilderung geltend machen und die die gediegene Ausstattung des mit charakteristischen Zeich-

nungen des Sohnes Otto Abrecht geschmückten Bandes wohl rechtfertigen. Im übrigen aber kommt diesem unbekümmerten Buche, das uns mit den offenen Sinnen und dem warmen Herzen des Autors das Leben in bernischen Bauerndörfern des letzten Jahrhunderts miterleben läßt, mehr kulturhistorische als literarische Bedeutung zu.

Schon anders steht es um die emmentalische Dialektzählung „Lise Drätti“ von G. A. Loosli²⁾. Zwar liegt auch diesem Buche zunächst eine unkünstlerische Absicht zu Grunde, da es — eine rechte Heimatsehnsüßnisaufgabe! — Lebensanschauung und Volkswitz des Emmentalers im wissenschaftlich genau wiedergegebenen Dialekt eines engumschriebenen emmentalischen Bezirkes für alle Zukunft festhalten will. Nun ist aber Loosli, der erfolgreiche Verfasser der Novellenammlung „Mys Dörfli“³⁾, viel zu sehr Dichter, als daß er den wunderbaren Stoff nicht auch in individueller Weise zu gestalten gewußt hätte. Diese dichterische Kraft zeigt sich weniger in der Fiktion, in der Schaffung der in gewissem Sinne den Volkswitz in sich sammelnden Person des Drätti und der Erfindung einer um diese Persönlichkeit etwas locker gelagerten Handlung (denn die Hauptaufgabe des Buches läßt weder jenen zu überzeugender Lebendigkeit noch diese zu einem innerlich bedingten Zusammenhang kommen) als in der prächtigen Auswertung der poetischen Schönheiten der Sprache. Den unvergleichlichen Bilderreichtum der Emmentalermundart, in dem sich eine so außerordentlich starke Anschaulichkeit und poetisch belebende Kraft ausdrückt, weiß Loosli zur Geltung zu bringen und in den heftigsten und freudigsten Farben erglänzen zu lassen. Deshalb hat der „Drätti“ seinen künstlerischen Eigenwert und behält sein Interesse auch für den, der die wiedergegebenen Anekdoten und Witz zum Großteil kennt; die Kraft und Schönheit der

¹⁾ Bern, Verlag Gustav Grunau, 1910.

²⁾ Bern, H. Francke, 1910. — ³⁾ Bern, H. Francke, 1909.



Max Buri, Brien.

„Hört diese Moritat!“

Sprache und der darin sich ausdrückenden Volksseele hat er auszunützen verstanden, wie es nur der feine Kenner und der den Vorstellungen des Volkes intuitiv nahestehende Dichter vermag. Nur hier und da kommt es vor, daß der Heimatschügler dem Dichter einen Streich spielt und daß der Autor sich durch seine begeisterte Freude an den sprachlichen Schönheiten zu einer etwas vorlauten Unterstreichung gewisser Worte oder einer etwas zu absichtlichen Summation von charakteristischen Ausdrücken verleiten läßt.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig mit dem „Drätti“ im selben Verlag ein anderes emmentalisches Dialektbuch von fast gleichen Zielen erschien, Simon Gfellers „Heimischbach, Bilder und Bigäbeheiten-n-us em Puraläbe“. Auch Gfeller will uns im Spiegel der schlichten Begebenheiten eines unteremmentalischen Dorfes und seiner Sprache Sinn und Seele seines Volkes erkennen lassen, und nun gibt es keinen schlagenderen Beweis für den unerschöpflichen Reichtum des Lebens einerseits und die Bedeutung der Dichterpersönlichkeit für das Kunstwerk andererseits als ein Vergleich dieser beiden, stofflich so hart aneinander liegenden, in ihrem Wesen so völlig auseinander gehenden Bücher. Hier und dort dieselben Emmentalerbauern mit ihrer in Schmerz und Glück gleich trockenen Art, dieselbe Sprache mit derselben Tonfarbe, dieselben Bilder und Wendungen und nahezu dieselben Ereignisse im Rahmen des engbegrenzten Bauerndaseins. Und doch sind es zwei gesonderte Welten, die uns da entgegentreten, so verschieden unter sich wie nein und ja. Während wir im „Drätti“ mit Lachen und Wehmut aus einer entwerteten Gegenwart in eine entzündene, in ihrer schalken Verbtheit und Tüchtigkeit wertvollere Vergangenheit blicken und uns die Erzählung trotz aller Fröhlichkeit und Farbenlust etwas von der Bitterkeit der Satire, eine Dissonanz hinterläßt, so meinen wir aus Gfellers Heimischbach vom ewigen Sein der Dinge zu vernehmen, von dem starken ursprünglichen Sein, das eins ist in Vergangenheit und Zukunft. Es ist mir unter der literarischen Auslese der letzten Zeit nichts in die Hände gekommen, was mich mit innigerem Entzücken erfüllte, als diese in ihrer Schlichtheit große, in ihrer Gedämpftheit tiefe, in ihrer Einfachheit reiche Erzählung, und noch nie hatte ich das Gefühl, daß Gotthelf seinen Jünger gefunden habe, wie hier. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß Gfeller seinen großen Landsmann einfach nachahme; das wäre wohl der falsche Weg, um zu jenem Gotthelfschen Geiste zu gelangen, der eben — abgesehen vom Stofflichen — in Gfellers Buch lebt. Freilich verfügt der Verfasser von „Heimischbach“ nicht — oder noch nicht? — über die Wucht der Darstellung und die fast unerhörte Charakterisierungskraft Gotthelfs; aber in seinem schlichten und sichern Wirklichkeitsinn gibt er dem großen Vorbild gewiß nichts nach, in der jeder Liebertreibung (auch in sprachlicher Beziehung) mit der feinschen Scheu aus dem Wege gehenden Wahrheitsliebe, die ein vornehmliches Charakteristikum des Volkes ist, dem diese beiden Dichter und ihre Kunst angehören. Im übrigen ist der junge Dichter ganz anders orientiert als der mit dem Seelenheil seiner Gemeinde beschäftigte Pfarrer. Ein heiliger Glaube an

sein Volk läßt ihn mit schönem Optimismus die Gegenwart beurteilen und die Zukunft erwarten, sodaß sein Buch eine heitere Freude in einem zurückläßt, die im Verstehen alles Menschlichen und im Vertrauen auf die gute Kraft darin wurzelt. Und natürlich weiß der Dichter aus dem Zeitalter des Heimatschuges die Pracht und den Vollton seines Dialektes ganz anders auszunützen, als Gotthelf mit den für seine Zeit nötigen Konzessionen ans Schriftdeutsche es konnte, und die Schönheit der weichen, hellen, in ihrer satten Fruchtbarkeit herrlichen Landschaft kommt bei Gfeller nicht minder zu ihrem Rechte als bei Gotthelf. Und schließlich ist bei dem modernen Dichter der Künstler viel kritischer am Werke, sodaß wir das klar und rein Gegebene konzentrierter genießen können als bei

dem erkuntenreichen Pfarrer von Lüzelschlü. Daß dieses schöne Buch auch einer speziellen Tendenz dienen und für die Abstinenzpropaganda machen muß, kann man im Hinblick auf seine künstlerische Reinheit bedauern, und der Gedanke ist widrig, daß man es zu Propagandazwecken benutzen und zur Propagandaschrift herabwürdigen wird. Andererseits ist es vielleicht der allerbeste Beweis für die künstlerische Kraft des Autors, daß es ihm möglich war, eine so unpoetische Sache, wie jede Propaganda ist, in das Buch zu bringen ohne wesentlichen Schaden für seinen künstlerischen Wert. Jede Mittelmäßigkeit müßte an einem solchen Unterfangen rettungslos zu Schanden werden.

Als begeisterter Darsteller des Walliser Volkes und Landes ist J. Zegerlehner lange bekannt. Auch bei ihm waren es zunächst wissenschaftlich-volkskundliche Interessen, die ihn dem Walliser Volk und seinen Sagen zutrieben, und nur nach und nach wagte sich aus dem Sagenjammer der Dichter hervor; dieser ist von herber Art, und die Erfindungsfreude liegt ihm auch heute noch weniger im Blute als die Lust zur künstlerischen Auswertung des Genius loci jenes Landes, dem seine Liebe gehört. Deutlicher als in dem Roman „Arleid“ zeigt sich dies in seiner neuen Novellenammlung „An den Gletscherbächen“⁴⁾. Weder Erfindung noch künstlerische Ausrundung sind das Bedeutende an diesen Erzählungen, und gerade des Ver-



Alfred Cartier, der Generaldirektor der Genfer Museen.

fassers Vorliebe für Sagen ist schuld daran, daß die Komposition gelegentlich in peinlicher Weise zerrissen ist, wenn mitten in die Handlung eine nicht immer motivierte Sagen-erzählung eingeschoben wird; aber wie das Walliser Volk in seiner Leidenschaft und frommen Ehrlichkeit uns lebendig und lieb gemacht wird, wie die Landschaft in ihrer herben und heißen Art, in ihrer lieblichen und furchtbaren Schönheit vor uns ersteht, das ist denn doch eine köstliche Sache, um deretwillen Zegerlehners Novellenbuch ein Ehrenplatz unter den Werken schweizerischer Literatur gebührt.

Josef Reinhard, der Solothurner Dichter, tritt dieses Jahr zum ersten Mal mit einem hochdeutschen Buche vor die Öffentlichkeit, der Novellenammlung *Heimwehland*⁵⁾. Es ist allemal ein strenger Prüfstein für die poetische Kraft eines Dialektdichters, wenn er die liebe gequigige Mundart, die ihm ursprünglich der natürliche Ausdruck war, an das Schrift-

⁴⁾ Bern, A. Francke, 1910. — ⁵⁾ Berlin, Wiegand & Griepen, 1910.



Das neue Museum für Kunst und Geschichte in Genf (Phot. Lacroix fils, Genf).

deutsche umtauscht, das für uns Schweizer immer künstlicher, blässer und ausdrucksärmer bleiben wird; denn bei solcher Umtausch wird es sich erweisen, wie weit die Bedeutung des Dialektdichters in der Herrlichkeit der Mundart lag, wie weit sie Eigenwert besaß. Diese Prüfung hat Reinharts Dichtung glänzend bestanden. Ganz abgesehen davon, daß es ihm gelungen ist, auch im Schriftdeutschen eine Sprache zu prägen, der immer noch etwas vom eigenartigen Schmelz der Mundart anhaftet, den Eigenschaften, die seiner Dichtung Bedeutung geben, kann der Wechsel der Sprache nichts anhaben, seiner klaren und wahren Gegenständlichkeit, seinem feinen Empfinden für künstlerische Proportionen, seinem tiefen Erfassen des Seelischen bis in die zartesten Nuancen hinein. In der kleinen Erzählung „Mutter“, die sich auch in diesem Bande findet, haben unsere Leser übrigens bereits ein Meisterstück von Reinharts ausgeglichener, gedämpfter und menschlich wahrer Kunst kennen gelernt. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß dank dem Berliner Verlag diese reine Frucht echter Schweizerkunst in das große deutsche Publikum hinausgetragen wird, und man könnte sich vielleicht nur fragen, ob, sowohl im Hinblick auf den deutschen Leser als auf die Stilleinheit, die eingestreuten mundartlichen Sätze in der direkten Rede nicht besser auch noch in dem von Reinhart geprägten Hochdeutsch mit dem schweizerischen Timbre wiedergegeben würden.

An diese Werke, in denen Volk und Land von Bern, Wallis und Solothurn ihre poetische Darstellung gefunden haben, schließen sich die ebenfalls einem bestimmten, engumschlossenen Teil unseres Landes gewidmeten Romane zweier Frauen, Isabelle Kaisers dem Unterwaldner Volke zugeeignetes Buch „Der wandernde See“⁶⁾ und der Tessinerroman von Maja Matthey „Die guten Willens sind“⁷⁾. Ein historisches Ereignis aus der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, die Tieferlegung des Lungernsees, bildet den Grundstoff des Unterwaldnerromans, in den die Autorin mit geschickter Verknüpfung und Führung der Fäden eine etwas ganghoferisch orientierte, aber doch in der romantischen Art der Dichterin begründete, reichbewegte, in einer Reihe interessantester Einzelschicksale sich spiegelnbe Handlung verwebt. Ein philosophisch-religiöses Pro-

blem ist der Vorwurf des modernen Tessiner Romans, in dem wir den ehrlichen, auf allen Seiten mit schönster Ueberzeugung geführten Kampf zwischen verschiedenen Weltanschauungen und dessen versöhnenden Ausgleich in einer höheren Menschlichkeit erleben. Dort eine rasche, verwirrende Folge sonderbarer, fremdartiger Ereignisse, hier eine schlichte, mehr in Reflexionen als Geschehnissen sich vollziehende Geschichte. Und doch haben diese Romane, der romantisch umflorte von Isabelle Kaiser und der stille klare von Maja Matthey, ein Gemeinsames: hier wie dort ist es nicht die eigentliche Geschichte, die den größten Eindruck auf uns macht, nicht einmal ihre Gestalten, sondern ihr Schauplatz. Bei beiden Romanen hatte ich das Gefühl, als ob die Begebenheiten und Menschen hinter einem zarten, sie von der Wirklich-

keit trennenden Schleier sich nie ganz hervorwagten, während die Landschaft hier und dort im vollen Glanz der Gegenwartspracht vor uns steht. Die so schwer zu erfassende Waldpoesie der Unterwaldnerberge und die leuchtende Klarheit des Luganersees sind das Wirkliche an diesen auf Probleme und Begebenheiten der Wirklichkeit gestellten Romanen der beiden im Land ihrer Dichtung tief verankerten Dichterinnen. Und wie in der Waldpoesie Isabelle Kaisers verträumte Poetennatur sich spiegelt, so scheint in der großzügigen farben glühenden Tessinerlandschaft Maja Matthey eine starke warmblütige Persönlichkeit zu leben.

Völlig ins spröde Licht der Wirklichkeit gestellt erscheinen dagegen die drei Meisternovellen, die Jakob Voshart in einem kleinen Band unter dem Titel „Früh vollendet“⁸⁾ herausgegeben. Die eine der Erzählungen, „Die Jugendkönigin“, kennen die Leser der „Schweiz“. Es läßt sich an ihr die reife, ausgeglichene, jede Einzelheit durchleuchtende Kunst Vosharts, sein klarer Blick für die Härten des Lebens und sein tiefes, jeder Sentimentalität fernes Verstehen der Leidenschaften und Schmerzen einer zartbefalteten Kinderseele voll erkennen, und ihr Grundproblem teilt diese Novelle mit den beiden andern des Buches. Auch die zwei übrigen Erzählungen enthalten die Schicksale von Kindern, die am Leben zugrunde gehen oder besser, denen ein früher Tod die Schönheit einer für das rohe Leben nicht geschaffenen Seele rettet. In der ersten, umfangreichsten Novelle „Salto mortale“, die das inhaltsreiche kurze Leben eines aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden jungen Artisten darstellt, kommt die meisterliche Erzählerkunst Vosharts mit ihren scharfen kühlen Linien und ihren weichen warmen Untertönen vielleicht am eindrucksvollsten zur Geltung.

Wie in Vosharts, so ist auch in dem neuen Novellenband von Emil Hügli „Lockende Fluten“⁹⁾ der Tod das Leitmotiv. Die Titel sind für diese beiden Bücher und ihre Autoren bezeichnend. Für Voshart, den Dichter mit der männlich starken behaftenden Lebensauffassung, ist der Tod auch im Kindesalter ein Vollender, für den weichen, in Stil und Weltanschauung gelegentlich etwas femininen Verherrlicher verschwommener Leidenschaften ist er ein Verführer, eine lockende,

⁶⁾ Köln, Verlag von J. B. Bachem, 1910.

⁷⁾ Bern, A. Francke, 1910.

⁸⁾ Leipzig, H. Haessel Verlag, 1910.

⁹⁾ Schenkbühl, Verlag von W. Schäfer, 1910.

lösende Macht. Es war wohl nicht ganz geschickt und nicht ganz geschmackvoll, eine Novellenammlung nach dem im Titel angegebenen Gesichtspunkt zusammenzustellen, und dieser Mißgriff rächt sich. Die verschiedenen Selbstmorde, die uns geschildert, die verschiedenen Wasserleichen, die uns vor Augen gebracht werden, wirken nicht nur unangenehm, sondern auch ermüdend und unwahr, und die Behandlung des ernststen Problems erscheint uns, gerade dieser Häufung wegen, zu wenig vertieft, zu spielerisch. Deshalb wirkt auch die einzige der Erzählungen, die mit einer tapfern Ueberwindung der Todesgüste und einer resoluten Rückkehr ins Leben schließt, „Das Sterbegeheimnis“, am stärksten und überzeugendsten auf uns; zugleich aber zeigt diese Novelle auch, wie vorteilhaft für den zu einer allzuglatten Darstellung neigenden Autor die Wahl männlich tüchtiger Stoffe wäre; denn auch der Stil erscheint hier am wenigsten plauderhaft, am farbigsten und persönlichsten.

Einen neuen Namen auf dem Büchermarkt bedeutet der unsern Lesern nicht mehr unbekannte Verfasser des Buches mit dem anspruchsvollen Titel „Kleine Skizzen von kleinen Leuten“¹⁰⁾, Jakob Bühler. Etwas Satire, etwas Ironie, vor allem aber eine poetisch verklärte Schwermut ist über diese feinen kleinen Charakterstudien ausgegossen, die zumeist das Thema von der Tragik der Deplazierten im Leben behandeln. Die Geschichte von Menschen, die deshalb klein und im Dunkeln bleiben, weil sie keine Gelegenheit haben, die in ihnen liegenden Kräfte zu entwickeln, und weil das Schicksal sich vor ihren Willen stellt, werden uns in zart abgestimmten Tönen eindrucksvoll und überzeugend geschildert, und es ist, als ob viel Selbsterlebtes in den Schmerzen dieses Buches einfach und wahr zu uns sprechen. Zweifelsohne, wir haben es hier mit einem wirklichen Dichter zu tun, und wenn diese kleinen Sachen uns auch noch nicht über alle Möglichkeiten seines Talents Aufschluß geben — daß wir es auch mit einem ernsthaften Künstler zu tun haben, beweist die Tatsache, daß der Autor es über sich brachte, seine Erstlinge ausreifen zu lassen. Der Berner-Verlag, der es sonst wie kaum ein anderer in unserm Lande versteht, die Ausstattung der Individualität der Bücher anzupassen, hätte diesem poetisch vornehmen Büchlein wohl eine etwas anmutigere Einbandfarbe gönnen dürfen als das nüchterne, stimmungslose Braun.

Augenscheinlich nach der Wirklichkeit, nach Leben und Modell gearbeitet, ist der in keiner Weise die Zugehörigkeit zu unserer Literatur verratende Roman eines Ostschweizers (oder in der Ostschweiz lebenden?) Otto Markus, „Du holde Kunst“¹¹⁾. Die Geschichte eines seine Gaben überhäugenden Musikers, seine hohen Pläne, schweren Enttäuschungen und sein endliches Sichbeiseiden wird lebhaft und einleuchtend erzählt. Indessen kann der Roman, der ernst in der Tendenz als im Stil ist, kaum Anspruch auf literarische Bedeutung machen.

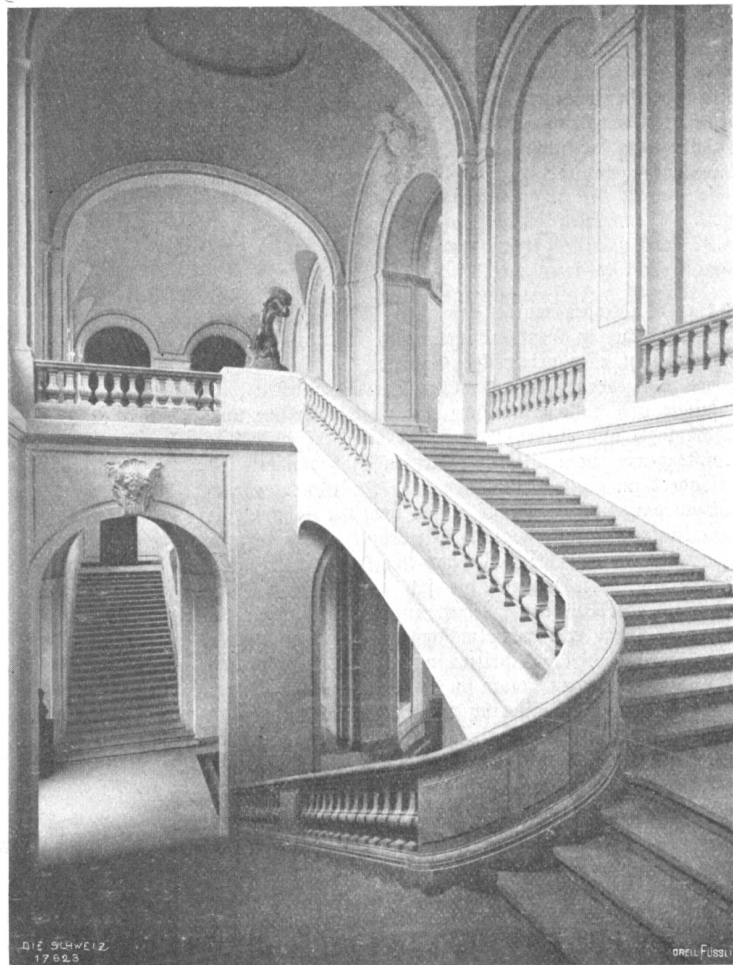
Dagegen gibt sich eine wirklich dem Leben entnommene Geschichte, dank der künstlerischen Hand ihres Herausgebers, durchaus als Kunstwerk, der von Adolf Böglin mitgeteilte Roman „Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale“¹²⁾. Dieses Buch ist ein Unikum, da die Bemerkung des Herausgebers, es handle sich um Mitteilung von Tagebuchblättern, keine Fiktion ist, sondern der Wahrheit entspricht. Was wir vor uns haben, sind in der Tat die Aufzeichnungen eines vor kurzem aus dem Leben Geschiede-

nen; diese wildbewegten, in alle Tiefen und schließlich doch zur Höhe reinen Menschentums führenden Schicksale sind erlebt, und Böglin hat die ihm übergebenen Blätter nicht umgestaltet, sondern nur umgeschrieben. Aus dieser Zusammenarbeit aber hat sich ein Eigenartiges, Sonderbares ergeben, ein Buch, das den ganzen seltenen Schmelz des Erlebten und Selbstgeschauten an sich trägt und das doch in künstlerischer Form sich gibt als etwas Rundes und Vollendetes. Und eigentümlich ist, wie der Grundgedanke dieses Lebensbuches, das ein herrliches Dokument vom endgültigen Sieg der guten Mächte im Menschen bedeutet, so ganz in Böglin's Weltanschauung hineinpaßt, daß sich dieser neue Simplicius Simplicissimus nicht nur stilistisch, sondern auch gedanklich harmonisch Böglin's Dichterwerk einfügt.

(Schluß folgt).

Raschers Jahrbuch II.

Auch heuer erscheint Konrad Falkes glückliche Kreation in überraschendem Reichtum. Ja, in einem gewissen Sinn hat der zweite Band dem ersten gegenüber sogar eine Bereicherung erfahren: durch Heranziehung lyrischer Beiträge in den beiden andern Landessprachen wird — wenigstens andeutungsweise — auf die Ganzheit unserer Nation hingewiesen, und die Absicht dieser interessanten Publikation, ein Bild unserer geistigen Gesamtkultur zu geben, unterstrichen. Andererseits mag dieser zweite Band populärer und gefälliger erscheinen, da die Belletristik diesmal in reichlicherem Maße vertreten ist als letztes Jahr, und zwar gibt sie sich ungemein vielgestaltig.



Treppenhaus im neuen Museum für Kunst und Geschichte in Genf
(Phot. Lacroix fils, Genf).

¹⁰⁾ Bern, A. Granda, 1910.

¹¹⁾ Leipzig, Reiten-Verlag, 1910.

¹²⁾ Leipzig, G. Haefel Verlag, 1910.